

Verkannte Originalität

Eine Ausstellung über Carl Gotthard Langhans

Alle Welt kennt das Brandenburger Tor in Berlin. Doch sein Architekt Carl Gotthard Langhans ist allenfalls Architekturliebhabern ein Begriff. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, dass in diesem Jahr, dem zweihundertsten seines Todes, nur „Haus Schlesien“ in Königswinter-Heisterbacherrort eine Langhans-Ausstellung ausgerichtet hat. Umso größer das Verdienst: Das kleine Kulturzentrum fügt Leihgaben aus Berlin, Potsdam und Polen, Modelle, originale Entwurfszeichnungen, Grafiken, Handschriften und Interpretationen des Künstlers Thomas Baumgärtel zu einer Werkschau.

Carl Gotthard Langhans war ein preußischer Baumeister. Dass Haus Schlesien ihn würdigt, geht auf seine Geburt im schlesischen Landeshut (heute Kamienna Góra) zurück. In Schlesien, vornehmlich in Breslau, entstanden denn auch seine ersten und einige seiner besten Bauwerke. Das wiederum war keineswegs vorbestimmt. Denn Langhans war gelernter Jurist und Mathematiker. Erst als Hauslehrer des Grafen Matuschka in Breslau studierte er die Schriften Vitruvs und Winkelmans und stellte so die Weichen seiner Entwicklung zum Klassizisten. 1764, mit dem Entwurf der protestantischen Kirche „Zum Schiffelein Christi“ in Glogau, wagte er den Schritt in die Praxis. Im selben Jahr stellte ihn Fürst Hatzfeld in Breslau, dem er 1766 bis 1774 dessen kriegszerstörtes Palais neu errichtete, als Bauinspektor ein. Ebenfalls 1766 baute er zum ersten Mal für die preußische Monarchie: Prinz Heinrich beauftragte ihn mit dem Treppenhaus und dem Muschelsaal in Schloss Rheinsberg.

Was sich wie die Stationen einer Blitzkarriere liest, war realer eher ein mühseliger Weg nach oben. Zwar gewährte ihm sein Dienstherr Hatzfeld die Freiheit einer Studienreise nach Italien, so wie später der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II., der ihn zum Direktor des neuen Berliner Oberhofbauamts ernannte, ihn England, Holland, Belgien und Frankreich beisehen ließ. Doch die Geschichte der Langhansschen Bauten, ihr Schwanken zwischen altbewährtem Barock und vorausweisendem Klassizismus, spricht außer von gelehrtem Eklektizismus auch vom Hin und Her eines weisungsgebundenen Höflings.

Konkurrenten und Auftraggeber mochten öfter sein Autodidaktentum. So beim Deutschen Nationaltheater auf dem Berliner Gendarmenmarkt, das er 1802 im Umriss Palladios Basilica in Vicenza nachbildete, woraufhin der König von einem kahlen Kasten sprach. 1820 wurde der brandgeschädigte Bau kurzerhand abgerissen und von Karl Friedrich Schinkels Schauspielhaus ersetzt; der heute meist als typischer Schinkel wahrgenommene, monumentale Säulenportikus ist der letzte Rest des Langhans-Baus.

Kirchen, das Breslauer Schauspielhaus, der Tanzsaal im Schloss Bellevue, das In-



Anmutig wie eine Ballerina: das Belvedere von Schloss Charlottenburg Foto Imago

tere des Marmorpalais in Potsdam und das Schlosstheater Charlottenburg sind Werke von Langhans. Sein schönstes ist das Belvedere von Schloss Charlottenburg, das auf der Stelle zu tänzeln scheint wie ein Ballerina des Barock, zum bedeutendsten hat die Geschichte das Brandenburger Tor gemacht. Ihm, das Langhans den Propyläen der Akropolis nachbildete,

bescheinigte Schadow, der Schöpfer der Quadriga, „mangelnde Originalität“. Und Friedrich Wilhelm II., verärgert über die lange Bauzeit, verweigerte Langhans das Erlaubnis, der Eröffnung des Tors beizuwohnen. DIETER BARTETZKO

Meister des Klassizismus – Carl Gotthard Langhans, Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrort; bis 23. November. Kein Katalog.

Liebe, Stolz und Anarchie

Ein Lob des Geschmacklosen: Die Filmregisseurin Lina Wertmüller wird achtzig

Es gibt Momente in den Filmen von Lina Wertmüller, die vergisst man nie wieder, selbst wenn man sie vielleicht lieber vergessen will. Jene Szene zum Beispiel, in der Giancarlo Giannini in „Sieben Schönheiten“ als Häftling in einem deutschen KZ von seiner Wärterin, die doppelt so breit ist wie das Bett und doppelt so kräftig wie er, vergewaltigt wird.

Überhaupt Giancarlo Giannini. Es war Lina Wertmüller und eigentlich nur sie, die Giannini, einem der besten und eindrucksvollsten Schauspieler seiner Generation, die Rollen gab, die ihm sonst immer Marcello Mastroianni weggeschmuggelt hatte. Giannini war ihr Alter Ego auf der Leinwand, Komödie, Abenteuer und Ernst mit ein bisschen Schmiere verbindend – die ideale Verkörperung selbstironischer Helden und selbstmitleidiger Kleinbürger, die immer schimpfen, lieber reden als handeln und sich, zum Handeln gezwungen, im Zweifel auf die falsche Seite schlagen. Fast ein Dutzend Filme haben die beiden zusammen gedreht, und es war im Rückblick die beste Zeit für die Regisseurin wie für ihren Hauptdarsteller.

Eigentlich heißt sie Arcangela Felice Assunta Wertmüller von Elgg Spanol von Braueich, doch das sei kein Name, hat sie gesagt, sondern eine Übertreibung. Am 14. August 1928 wurde sie zwar in Rom geboren, aber sie stammt aus einer Schweizer Adelsfamilie, die ihr das helvetische Erbe in seiner Verbindung von egalitärer wie libertärer Tradition mitgab. Als junges Mädchen hatte sie Rom unter der deutschen Besatzung mit all ihren Schrecken erlebt und davon immer wieder erzählt. Bald darauf begann sie als Schauspielerin, wurde 1962 bei „8½“ Regieassistentin von Federico Fellini und drehte ihren ersten eigenen Film. Doch ihre große Zeit wurden die siebziger Jahre und das Milieu der Neuen Linken in seiner Kombination aus Romantik und Enttäuschung, zwischen den Polen von Opportunismus und Terror.

Davon handeln ihre Filme, und dass der bekannteste „Liebe und Anarchie“

heißt, kann kein Zufall sein. Lina Wertmüller ist eine der wenigen Frauen, die es geschafft haben, sich als Regisseurin einen Namen zu machen und über Jahrzehnte im Geschäft zu bleiben. Und sie war auch die erste Frau, die es geschafft hat, für einen Oscar in der Kategorie „Beste Regie“ nominiert zu werden – für „Sieben Schönheiten“.

Es sind Fabeln, Grotesken und Schelmenstücke, also eher mittelalterliche und frühneuzeitliche Erzählformen, mit denen Lina Wertmüller versucht hat, das

gung zurück. Deren Brutalität und Zivilisationsverachtung könne man nur in den Griff bekommen, indem man sie lächerlich mache – das sagt eigentlich jeder ihrer Filme. Mit dem staatstragenden Pathos der Erinnerung, der sich bereits in den Siebzigern auch ins Kino einschlich und den Tätern viel zu viel Kredit gibt, hatte sie nie etwas am Hut: Ihre Faschisten sind lächerlich, geil und gewöhnlich, Schläger, Vergewaltiger und Betrüger. Vor allem aber Opportunisten.

Dem Typus des opportunistischen italienischen Mannes hat Lina Wertmüller in „Mimi, Metallarbeiter, in seiner Ehre gekränkt“ ein Denkmal gesetzt. Dort zeigt sie den Weg eines sizilianischen Bauerntölpels, der zum Kommunisten wird, sich mit der Mafia anlegt, in den Norden fliehen muss und dort als Gewerkschaftsführer Karriere macht. Was zunächst wie das Heldenepos eines linken Arbeiteridealtyps anmutet, wird nun systematisch auseinandergenommen: Daheim entpuppt sich Mimi als feiger Spießbürger und schwacher Macho, und als er Kleinunternehmer wird, mutiert er zu genau jener Art Ausbeuter, gegen die er zu Felde gezogen war, und kollaboriert mit Mafia und Neofaschisten: ein lächerlicher, aber nie tragischer Mann.

Es ist nicht das geringste Verdienst Lina Wertmüllers, dass sie aus manchen Erzählstereotypen die pathetische Luft abgelassen hat, dass bei ihr Proletarier nicht immer so ehrenhaft und puritanisch sind wie bei den Neorealisten, und wenn sie dann doch Böses tun, der Klassenfeind schuld ist – nein: Ihre Arbeiter sind ebensolche Deppen und unmoralische Alltagsschlitzohren wie ihre bürgerlichen Kontrahenten. Die ganze Welt als Groteske.

Auch im Ton sind ihre Filme unverwechselbar. Sie hat sich nie vereinnahmen lassen, weder von der Linken und der Frauenbewegung noch von ihrem zeitlichen Freund Bettino Craxi. Dass sie alle ihre Irrtümer überstanden hat, dass sie sie selbst geliebt ist und bis heute ein ungebrochenes Selbstbewusstsein ausstrahlt, dazu kann man Lina Wertmüller, die heute achtzig wird, nur gratulieren. RÜDIGER SUCHSLAND



Lina Wertmüller Foto dpa

zwanzigste Jahrhundert in den Griff zu bekommen. Und es sind Operetten: opulent und barock, auf kein Ornament verzichtend und kein Fettnäpfchen auslassend. Ihre Filme sind grell, laut und mitunter auch vulgär. Aber Geschmacklosigkeit ist manchmal nötig, wenn man es mit geschmacklosen Dingen zu tun hat.

Immer wieder kommt sie auf die frühe Erfahrung des Faschismus in seiner deutschen wie seiner italienischen Ausprägung

Drei Dinge braucht die Nato: Friedensbegriff, Integrationskraft, Geduld

Die welthistorische Einmaligkeit des Nordatlantischen Bündnisses / Von Paul W. Schroeder

Um die Errungenschaften der Nato richtig einschätzen zu können, muss man sie im historischen Kontext betrachten und in den Zusammenhang mit dem Wandel der Fähigkeiten und Funktionen von Bündnissen im internationalen System stellen. Dieses System entstand nach dem Westfälischen Frieden 1648 und ist die Grundlage unseres heutigen globalen Systems. Historiker haben der komplizierten Geschichte von Bündnissen aller Art in diesem System immer besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Mit den Fähigkeiten und Funktionen von Bündnissen im Allgemeinen, etwa der Frage, was Bündnisse in verschiedenen Epochen vermochten und was nicht, haben sie sich dagegen weniger beschäftigt. Ich möchte behaupten, dass diese Geschichte eine klare Richtung hat, über die Jahrhunderte einen Fortschritt aufweist und von zentraler Bedeutung für die Gegenwart ist.

Von dem Zeitpunkt an, zu dem klar war, dass internationale Politik von Regierungen gemacht wurde, die – unabhängig davon, ob sie dies tatsächlich waren oder nicht – als autonome souveräne Einheiten angesehen wurden, blieb nur eine einzige Möglichkeit, eine Ordnung zu schaffen und damit die Basis für eine rationale Politik in den internationalen Beziehungen zu legen: Bündnisse zu schließen, also freiwillige Zusammenschlüsse, die gemeinsamen Zwecken dienen, seien es Krieg, Verteidigung, kollektive Sicherheit, territorialer Zueignung, Legitimität, internationales Recht, Regeln und Normen et cetera.

Im siebzehnten Jahrhundert konnten dauerhafte Bündnisse, für welchen Zweck auch immer, weder geschlossen noch erhalten werden. Einmal geschlossene Bündnisse zerfielen schnell wieder und konnten so nicht als Grundlage für eine rationale langfristige Politik dienen. Auch Ludwig XIV., der bei weitem mächtigste und reichste Herrscher seiner Zeit, konnte Verbündete nur durch Bestechung, Lockmittel oder Zwang gewinnen und war nicht in der Lage, sie dauerhaft zu halten, oder sich auf sie zu verlassen. Bündnisse gegen Frankreich waren ebenso zerbrechlich. Bündnisse konnten damals die internationale Politik nicht rationalisieren und regulieren. Ihre Unzuverlässigkeit trug maßgeblich zum besonders kriegerischen Charakter des siebzehnten Jahrhunderts bei.

Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war dieses Problem überwunden. Viele Bündnisse erwiesen sich sowohl als dauerhaft als auch als recht wirkungsvoll. Sie konnten sich in Kriegszeiten erstaunlich gut halten und führten ab und an sogar zu Frieden. Beispiele dafür sind die Bündnisse zwischen England und Österreich, England und den Niederlanden, England und Russland, Österreich und Russland, Frankreich und Spanien, Russland und Preußen und Österreich und Russland. Die Fähigkeit, dauerhafte Bündnisse zu schließen und am Leben zu halten machte eine wenn auch nicht friedlichere, so doch rationalere und kalkulierbare Politik möglich und gab dem Krieg einen etwas menschenwürdigeren Charakter.

Die Bündnisse des achtzehnten Jahrhunderts hatten als Zweck allerdings immer die Machtvergrößerung der Beteiligten. Um Bestand zu haben, mussten Bündnisse konkrete Gewinne abwerfen. Diese waren bevorzugt territorialer Zuwachs, der Sieg über den Feind oder seine Vernichtung. Solche Bündnisse konnten langfristig nicht als Instrumente zur Problemlösung und gegenseitigen Beschränkung dienen. Dies führte während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts zu vielen Kriegen und am Ende zum Zusammenbruch des internationalen Systems.

Bismarck und der Pazifismus

Im frühen neunzehnten Jahrhundert, genauer gesagt 1815, war dieses Problem gelöst. Bis Ende des Jahrhunderts blieb das auch so. Nicht nur erwiesen sich die wichtigsten formellen und informellen Bündnisse, Ententen und funktionierenden Partnerschaften als dauerhaft als die des achtzehnten Jahrhunderts; wichtiger war, dass sie nicht mehr die Durchsetzung von Machtansprüchen, den territorialen Zugewinn oder den Sieg über einen Feind zum Zweck hatten, sondern primär als Instrumente der gegenseitigen Beschränkung und der Problemlösung dienten – vor allem für Probleme mit den eigenen Bündnispartnern. Die Beispiele dafür sind zahlreich und überzeugend. Mehr als alle anderen sind diese Allianzen der Grund für den langen Frieden des neunzehnten Jahrhunderts in Europa.

Dieser überlebte auch das Scheitern der Schlussakte des Wiener Kongresses, die Kriege und territorialen Veränderungen in der Mitte des Jahrhunderts und das Wiederaufleben der Realpolitik im Anschluss daran. Dadurch, dass Bündnisse als Instrumente zur Problemlösung benutzt wurden, konnten, wie der Kölner Historiker Jost Dülffer und seine Kollegen gezählt haben, zwischen 1865 und 1914 bei dreieinzig Gelegenheiten Kriege verhindert oder begrenzt, Krisen gelöst und Konflikte beigelegt werden. Nach 1871 machte sich besonders Bismarck diese Funktion von Bündnissen zunutze.

Wiederum fehlte es den Bündnissen des neunzehnten Jahrhunderts aber an bestimmten Fähigkeiten, die entscheidend für die internationale Stabilität sind. Die Bündnisse führten in Europa damals zu keinem breiten Konsens zwischen den Großmächten über eine konkrete praktikable Definition von Frieden; sie förderten die politische Integration Europas nicht;

und sie hielten der doppelten Herausforderung durch imperialistische und nationalistische Bestrebungen nicht stand. Diese Mängel führten 1914 zum Scheitern des europäischen beziehungsweise des globalen Systems und verleiteten auch die Versuche, es in den zwanziger und dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts wiederherzustellen.

Dies führt uns zur Nato, die weithin als das erfolgreichste Bündnis der Geschichte angesehen wird. Dem stimme ich zu – ausnahmsweise bin ich hier derselben Meinung wie Präsident Bush, wenn auch nicht aus denselben Gründen. Geht es um den Erfolg der Nato, wird meistens das Offensichtliche betont: dass die Nato dem Westen half, den militärischen, wirtschaftlichen und politisch-ideologischen Wettbewerb des Kalten Krieges zu gewinnen; dass sie die Sowjetunion in den Untergang trieb und gleichzeitig den Frieden innerhalb Europas und in großen Teilen der Welt bewahrte; dass sie sich nicht wie fast

sen führen, aber er scheiterte. Ebenso erging es den österreichischen Militärbündnissen in Italien. Die konservativen Monarchen und Staatsmänner, in deren Augen die revolutionären Kräfte die stärkste Bedrohung waren, wollten ihnen nicht mit Gewalt begegnen. Dies hätte Krieg bedeutet, und Krieg bedeutete für sie Revolution. Metternich wurde nie müde, darauf zu beharren, dass eine uralte Monarchie wie Österreich es sich nicht leisten könne, zu versuchen, die revolutionären Kräfte zu zerstören, sondern vielmehr versuchen müsse, sie zu überleben. Später mussten er und andere Konservative erfahren, dass ihnen das nicht gelang.

Der Erfolg der Nato in diesen drei entscheidenden Aspekten der internationalen Politik ist somit historisch einmalig. Er ist heute auch für die Tagespolitik bedeutsam. Ohne ein gewisses Minimum dieser drei Elemente sind dauerhafte Friedensabkommen und Übereinkommen nicht möglich. Dies kann als Grundsatz für fast alle weltweiten Konflikte gelten.

Wenn man all das, was ich über die einmalige Bedeutung der Nato in der Geschichte von Bündnissen gesagt habe, akzeptiert: Was lernen wir dann daraus für die Zukunft der Nato? Wenig, was die konkreten Herausforderungen betrifft, welchen die Nato momentan in Osteuropa und Russland, auf dem Balkan, im Mittleren Osten, in Afghanistan und anderswo gegenübersteht. Allerdings kann die historische Bilanz unser Nachdenken über die Nato, unsere Prioritäten und die Frage, wie wir die Nato nutzen und weiterentwickeln wollen, beeinflussen.

Sterben für Kabul?

Ich will dies illustrieren. Vor einigen Monaten nahm ich an einer Diskussion an der Universität von Illinois zum Thema „Kann die Nato Afghanistan überleben?“ teil. Die Diskussion war aufschlussreich und informativ. Trotzdem verließ mich nicht das Gefühl, dass die Ausgangsfrage falsch gestellt war. Zweifelloos ist das Schicksal Afghanistans in vielerlei Hinsicht eine wichtige Frage für das Bündnis; ähnliche Fragen stellen der Irak und Iran, Israel und Palästina, der Kaukasus und Zentralasien sowie viele Länder in Afrika. Aber das Überleben und die Zukunft der Nato sollten nicht davon abhängig gemacht werden, ob die Nato diese Probleme lösen kann; viele von ihnen liegen jenseits ihrer Reichweite und können schon von Natur aus nicht von einem Bündnis oder einer Institution gelöst werden.

Die Nato hat ihren Wert zu klar bewiesen, als dass sie sich einer solchen Überprüfung ihres aktuellen und zukünftigen Nutzens unterwerfen müsste. Stattdessen steht die Nato auf ihrem eigenen Bündnisgebiet vor großen Herausforderungen, die sie auf die ihr eigene Art bewältigen muss, die sie als historisch einmalig auszeichnet: Sie muss einen Konsens über eine praktische, konkrete Definition von Frieden erhalten und verbreiten; die weitere politische Versöhnung und Integration innerhalb Europas und der atlantischen Gemeinschaft fördern; und ihre Bedrohungen überleben.

Nicht nur wegen dieser Herausforderungen sollte sich die Aufmerksamkeit der Nato wieder auf ihr eigenes Bündnisgebiet richten; auch deswegen, weil die größte Gefahr für die Nato und die euro-atlantische Gemeinschaft, die sie repräsentiert und verteidigt, heute ihre internen Spaltungen und Verwerfungen sind und eine damit einsetzende Untergrabung der Grundlagen ihrer Erfolge: Besorgnis erregen ein Zerfall des Konsenses darüber, was Frieden ausmacht und ihm dient, ein Rückgang des Interesses an weiterer politischer Integration und allem voran, in bestimmten Ländern, vor allem in den Vereinigten Staaten – ein Zugeständnis, das ich als Amerikaner nicht gerne mache –, das Beharren auf der Vorstellung, dass gegen bestimmte aktuelle Gefahren wie Terrorismus oder islamischen Radikalismus die Abschreckung nichts ausrichtet, dass man nicht mit ihnen leben und sie überleben kann, sondern dass man sie angreifen, in die Knie zwingen und zerstören muss, auch wenn der Respekt vor dem Völkerrecht und den internationalen Institutionen, auf den die Nato ausdrücklich gegründet wurde, dabei auf der Strecke bleibt.

Mit einer biblischen Wendung möchte ich eine säkulare Aussage machen: Wie die Armen werden wir auch Terroristen, Schurkenstaaten und gescheiterte Staaten immer bei uns haben. Sie existieren einfach seit Hunderten von Jahren. Selbst die Globalisierung und die Umweltzerstörung sind nicht wirklich neu, auch wenn sie heute größere Schwierigkeiten erzeugen. Die Nato aber wird es nicht immer geben. Ohne sie und ähnliche Institutionen, ohne ihre Werte, Fähigkeiten und Funktionen kann man die Herausforderungen nicht bewältigen, bekämpfen und überleben. Die ursprüngliche Bedrohung, die der Grund für die Gründung der Nato vor fast sechzig Jahren war, besteht nicht mehr; der ursprüngliche Zweck, dem die Nato diene – in den Worten, die Lord Ismay zugeschrieben werden: die Russen draußen zu halten, die Amerikaner drinnen und die Deutschen unten –, sind obsolet. Aber für die Aufgaben, vor denen sie jetzt steht – neue Staaten aufzunehmen (sogar Russland irgendwann einmal in der einen oder anderen Form), die Vereinigten Staaten drinnen zu halten und Europa und die transatlantische Gemeinschaft in Stellung gegen die neuen Herausforderungen zu bringen –, bleibt die Nato so wichtig wie eh und je.

Aus dem Englischen übersetzt von Bernhard Müller-Härlein.

Paul W. Schroeder

Wären keine russischen Truppen in Georgien einmarschiert, wenn die Nato das Kaukasusland schon aufgenommen hätte? Ist es Klugheit oder selbstzerstörerische Zaghaftheit, wenn von Aufnahmekandidaten erwartet wird, dass sie nicht mehr in weltregionale Konflikte verwickelt sind? Hätte die Nato sich nach dem Sieg im Kalten Krieg auflösen sollen, um einem System flexiblerer Allianzen Platz zu machen? In einem Vortrag vor dem Bergedorfer Gesprächskreis der Körber-Stiftung erörterte der amerikanische Historiker Paul W. Schroeder unlängst die Zukunftschancen der Nato im welthistorischen Vergleich. Der Emeritus der Universität von Illinois, der vor fünfzig Jahren mit einer Arbeit über die japanisch-amerikanischen Beziehungen vor 1941 promoviert wurde, veröffentlichte 1994 in der „Oxford History of Modern Europe“ den Band „The Transformation of European Politics, 1763–1848“, dessen positive Bewertung der Wiener Ordnung von 1815 Aufsehen erregte. Ein Jahr nach dem 11. September 2001 trat Schroeder in diesem Feuilleton der Auffassung entgegen, dass die Anschläge ein Wendepunkt der Weltpolitik gewesen seien. In dieser langfristigen Perspektive des Universalhistorikers erscheint Schroeder in der gegenwärtigen Weltlage sogar die Aufnahme Russlands in die Nato denkbar. F.A.Z.

alle erfolgreichen Koalitionen nach ihrem Sieg über den gemeinsamen Feind und die gemeinsame Bedrohung auflöste, sondern fortbestand und sich sogar weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausdehnte.

Auch wenn man von diesen Errungenschaften vielleicht nuancierter und mit weniger Triumphalismus sprechen sollte, sind sie ohne Zweifel beachtlich. Allerdings liefern sie nicht unbedingt die beste Erklärung für den historischen einmaligen Erfolg der Nato. Ich möchte stattdessen behaupten, dass die Nato, indem sie mit anderen Kräften zusammenarbeitete, die nordatlantische beziehungsweise westeuropäische Staatengemeinschaft in die Lage versetzte, drei Dinge zu erreichen, zu denen auch die erfolgreichsten früheren Bündnisse nicht in der Lage gewesen waren: erstens innerhalb des Bündnisses einen Konsens über eine praktische und konkrete Definition von Frieden zu finden und zu erhalten und in der Verteidigung dieser Definition auch bei zahlreichen Schwierigkeiten, Streitigkeiten, Problemen, Rückschlägen und völligen Niederlagen geeint zu bleiben; zweitens zu politischer Integration sowohl auf der atlantischen als auch der europäischen Bühne beizutragen; drittens die Ziele nicht zu erreichen, indem man auf die Zerstörung oder die entscheidende militärische Niederlage des gemeinsamen Feindes drängte, sondern dadurch, dass man sich mit dieser Bedrohung arrangierte, sich selbst dagegen verteidigte und sie überlebte.

Diese drei Errungenschaften waren wegweisend. Die Bestrebungen, einen dauerhaften Konsens zwischen Nationen auf einer praktischen Definition von Frieden zu schließen, damit der politischen Integration zu dienen und den anscheinend unvermeidbaren Krieg und die Gewalt in den internationalen Beziehungen zu überleben, sind nicht erst im späten zwanzigsten Jahrhundert aufgetaucht. Sie sind Elemente einer jahrhundertalten Vision. In der Geschichte finden sich zahlreiche Vorschläge für Bündnisse, die diesen Zweck erfüllen sollten. Allerdings waren diese Vorschläge bestenfalls nicht praktikabel und schlimmstenfalls gefährliche Utopien.

Nehmen wir die Schlussakte des Wiener Kongresses, das erfolgreichste Friedensabkommen vor 1989. Darin wurde in einem großen Kraftakt ein Konsens über eine konkrete, praktikable Definition von Frieden festgeschrieben. Dies war eine beachtliche Errungenschaft, aber der Konsens hielt nicht lange. Auch sollte die Schlussakte die weitere politische Integration fördern. Der Deutsche Bund, im Grunde ein defensives militärisches Bündnis, sollte zu weiteren Zusammenschlüssen